

# Nachbarschaften in WOHNBAU- GENOSSENSCHAFTEN

Wohnen zwischen  
OPTIONEN und VERBINDLICHKEITEN



Genossenschaft, Nachbarschaft,  
Partizipation, Schweiz, Möglichkeitsträume,  
Kooperative Strukturen

Foto – Rasande Tyskar

Die Schweiz blickt auf eine über 100-jährige Tradition im gemeinnützigen und genossenschaftlichen Wohnungsbau zurück. Anfang des 20. Jahrhunderts – vor dem Hintergrund von Wohnungsnot und niedrigen Haushaltseinkommen – erließ der Stadtrat von Zürich u.a. auf Druck der Arbeiterbewegung Richtlinien für die Förderung von Baugenossenschaften durch Landabgabe, günstige Hypotheken und die Übernahme von Anteilsscheinen (vgl. Kurz 2010, S. 37). Zentrales Kernanliegen des gemeinnützigen Wohnungsbaus war und ist bis heute die Befriedigung eines primären menschlichen Bedürfnisses: das Wohnen. Den um die besagte Jahrhundertwende eingeschlagenen Kurs bekräftigten die Zürcher Stimmberechtigten anno 2011: In einer Volksabstimmung wurde ein Grundsatzzartikel in der Gemeindeordnung gutgeheißen, wonach der Anteil an Mietwohnungen in der Stadt Zürich im Besitz von gemeinnützigen Bauträgern von heute rund einem Viertel auf ein Drittel im Jahr 2050 erhöht werden soll.<sup>1</sup> Obwohl auch in anderen Schweizer Städten ähnliche Vorstöße an Zustimmung gewinnen, nimmt Zürich diesbezüglich eine Vorreiterrolle ein, die – wenn auch in kleinerem Ausmaß – etwa vergleichbar ist mit derjenigen von Wien<sup>2</sup>.

In diesem Sinne erleben die Wohnbaugenossenschaften in der Schweiz seit Anfang dieses Jahrhunderts eine Renaissance. Dies zeigt sich zum einen an einem quantitativen Wachstum: Bestehende Wohnbaugenossenschaften bieten zusätzlichen Wohnraum an, während zugleich neue Baugenossenschaften entstehen. Daneben werden auch qualitative Veränderungen sichtbar. Wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem Wert auf bauliche und betriebliche Professionalisierung gelegt, so rückt seit der Jahrtausendwende vermehrt das Soziale in den Fokus. Als gemeinnützige Organisationen auf dem Immobilien- und Wohnungsmarkt stehen Wohnbaugenossenschaften an einer Schnittstelle von marktwirtschaftlichen Herausforderungen und sozialen Aufgaben.

Der sozialen Zielsetzung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus entspricht in nahezu idealtypischer Weise die kooperative Rechtsform der Genossenschaft, deren Grundidee sich mit den Schlagworten Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit, Demokratie, Solidarität zusammenfassen lässt (vgl. Schmid 2005, S. 7 f.). Daran hat sich bis heute nichts geändert (vgl. Art. 828 ff. Obligationenrecht). Gegenwärtig sehen sich die Wohnbaugenossenschaften jedoch mit einem Wandel konfrontiert: Entsprechend der allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz zu Individualisierung und Pluralisierung ist generell auch auf genossenschaftlicher Ebene eine Ausdifferenzierung der Engagementformen zu beobachten, welche die Genossenschaften in ihrem Grundgedanken herausfordern. Diese Herausforderung war mitunter der Impuls für ein Forschungsprojekt, welches wir in der Folge in Kürze vorstellen.

### **Studie zur Nachbarschaft in Wohnbaugenossenschaften**

Das praxisorientierte Forschungsprojekt *Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen als Zusammenspiel von gelebtem Alltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebautem Umfeld – Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit*<sup>3</sup>, welches vom Institut für soziokulturelle Entwicklung der Hochschule

Luzern – Soziale Arbeit in Zusammenarbeit mit 15 PraxispartnerInnen<sup>4</sup> durchgeführt wird, untersucht Formen des Engagements im Kontext des genossenschaftlichen Wohnens. Der Fokus wird dabei auf die Funktionsweisen von Nachbarschaften gelegt. Wohnbaugenossenschaften sind angesichts ihres Selbstverständnisses, ihres Erfahrungswissens und ihrer Mitwirkungsstrukturen prädestiniert, sich mit Nachbarschaftsmodellen auseinanderzusetzen.

Ausgehend von der Frage, wie sich Nachbarschaften in Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften konstituieren, wie sie gelebt werden und welcher Stellenwert ihnen sowohl von den BewohnerInnen als auch von der Genossenschaft als Organisation beigemessen wird, werden sich verändernde Formen (sozialen) Engagements erforscht und – damit auch im Sinne eines Genossenschaftsgedankens – Fragen nach Solidarität und nach Schließungsmechanismen. Als Analyseraster dient – einem sozialräumlichen Ansatz folgend – die Betrachtung von Nachbarschaft in einem Wechselspiel zwischen dem gelebten Alltag, den genossenschaftlichen Strukturen und dem gebauten Umfeld. Mit einem qualitativen Forschungsdesign<sup>5</sup> werden anhand von vier Fallstudien Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften untersucht.<sup>6</sup> Das Forschungsprojekt ist aktuell (August 2016) noch nicht abgeschlossen. Erste Erkenntnisse liegen allerdings bereits vor, von denen nachfolgend einige vorgestellt werden, mit Blick auf die Themen: Nachbarschaft, Engagement, Möglichkeitsräume und sozialräumliche Investitionen. Dabei werden auch Ein- und Ausschlussmechanismen beleuchtet, die, wie noch zu erläutern sein wird, dem Genossenschaftsgedanken ein Stück weit durchaus inhärent sind.

### **Von Anonymität bis zu Gemeinschaft**

Der Begriff der Nachbarschaft ist seit jeher von Ideologisierung geprägt. Bernd Hamm, einer der Hauptvertreter soziologischer Nachbarschaftstheorien definierte Nachbarschaft in den 1970er Jahren noch ganz im Sinne eines Containerraum-Verständnisses als »soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren« (Hamm 1973). Seit den 1990er-Jahren wird der Begriff zunehmend sozialräumlich definiert (vgl. Schnur 2012). Der Blick auf nachbarschaftliche Beziehungen und Netzwerke u.a. mit Rückgriff auf den Ansatz des Sozialkapitals nach Robert Putnam oder auf die Relationen zwischen sozialem Zusammenhalt und Sozialkapital im sogenannten Nahraum (vgl. Forrest & Kearns 2001) sind weitere Ansätze. Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels kommt Peter Altheit im Rahmen seiner Göttinger Nachbarschaftsstudie zum Schluss, dass *Neue Nachbarschaften*, verstanden als Netzwerke, nicht selten das soziale Kapital älterer Menschen darstellen. »Dies, weil sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilitäts-Chancen zum Aufbau und zur Stabilisierung von räumlich diffusen Netzen [...] nicht mehr verfügen« (vgl. Altheit, 2010, S. 133). Auch aufgrund solcher Erkenntnisse werden insbesondere seitens der Wohnbaugenossenschaften in der Schweiz in jüngster Vergangenheit vermehrt Mehrgenerationenhäuser erstellt.

In den Gruppeninterviews und den ExpertInnen-Workshops mit den Wohnbaugenossenschaften (Vorstand, Geschäftsstelle) im Rahmen unserer Untersuchung hat sich gezeigt, dass mit dem Begriff der Nachbarschaft hohe Erwartungen verbunden werden. Nachbarschaft kann als Form sozialen Zusammenlebens sicherlich einen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten. Der Begriff wird dadurch aber auch stark normativ aufgeladen und muss als Schlüssel zur Lösung vielfältiger gesellschaftlicher Herausforderungen wie Überalterung, Vereinsamung, soziale Ausgrenzung usw. herhalten (vgl. Reutlinger, 2015). Auf der anderen Seite begegnen wir dem gelebten Alltag von Nachbarschaft, der sich, im Zuge loser Bindungen, oft ganz unspektakulär gestaltet.

Die Forschungsergebnisse verdeutlichen, dass nur schwer von *der* Nachbarschaft gesprochen werden kann. Es liegen im Alltag vielmehr unterschiedliche Ausprägungen von Nachbarschaft vor, welche mit zunehmender Intensität der sozialen Bindungen von völliger Anonymität auf der einen Seite des Spektrums bis zu intensiver Gemeinschaft am entgegengesetzten Pol reichen.

Eher der Anonymität zuzurechnen sind lose Nachbarschaftsbeziehungen: sich nicht kennen, sich vom Sehen kennen oder gegenseitiges Beobachten. Ein Großteil der Nachbarschaftskontakte, die in der vorliegenden Studie festgestellt werden konnten, sind diesem Bereich zuzuordnen und weisen pragmatische Züge auf: Es herrscht ein freundlich-distanzierter Umgang untereinander. Mehrheitlich ist bekannt, wer im Haus oder der Siedlung wohnt und der Austausch beschränkt sich auf gegenseitiges Grüßen oder gelegentlichen Small Talk. Darüber hinaus gibt es Nachbarschaftskontakte, die gelegentliche Unterstützungsleistungen umfassen (z.B. Blumen gießen während einer Abwesenheit, Mehl ausborgen). Dabei sind meist die physische Nähe (gemeinsames Treppenhaus) und die leichte Erreichbarkeit ausschlaggebend. Des Weiteren tauchten in den Untersuchungen Nachbarschaftskontakte auf, die über die genannten Interaktionsformen hinausgehen: Man grillt gemeinsam im Hof, besucht sich gegenseitig in der Wohnung oder unterstützt sich mit weitergehenden Hilfeleistungen, z.B. durch wechselseitige Betreuung der Kinder. Eher vereinzelt sind gemeinsame Aktivitäten festzustellen (z.B. Gartengestaltung) bis hin zu Freundschaft.

Gerade bei den losen Beziehungen sind subtile Formen nachbarschaftlichen Austauschs aufgefallen. Es ist nicht der konkrete Kontakt oder eine Hilfestellung an und für sich, die wichtig sind für das subjektive Wohlbefinden, sondern lediglich die Tatsache, dass man um die Möglichkeit weiß, im Notfall auf die Hilfe des Nachbarn, der Nachbarin zurückgreifen zu können. Oft wurde eine Hilfeleistung gar nie in Anspruch genommen.

Die losen Beziehungen, so lässt sich feststellen, werden in den untersuchten Siedlungen übergreifender gelebt als die stark gemeinschaftlich orientieren. Und es sind die Ersteren, die als besonders wichtig für eine positive Einstellung zur sozialen Umgebung beschrieben werden. Starke Bindungen jedoch sind eher selektiv und bringen stärkere Verbindlichkeit wie auch soziale Kontrolle mit sich. Ein Befund, der auf »die Stärke schwacher Bindungen« hinweist, wie es Marc Granovetter in

seiner Untersuchung von 1973 formuliert hat. Er verweist in seiner Netzwerktheorie auf die verbindende Kraft von schwachen Beziehungen und deren Bedeutung für die Gesellschaft. So sind es häufig kleine, alltägliche Gesten, die ausschlaggebend sind, ob man sich im nachbarschaftlichen Umfeld sicher und wohl fühlt.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich eine gewisse Diskrepanz ab zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, zwischen einem Diskurs, der in bestimmten Konzepten von Nachbarschaft ein Gegengewicht zu sozialem Zerfall und einen Motor sozialer Kohäsion erkennen will, und gelebter Realität, die sich durch ein Alltagshandeln auszeichnet, das sich tendenziell an eher losen Beziehungsformen orientiert.

1  
Vgl. hierzu: *dérive* No 46, Das Modell Wiener Wohnbau - vom Superblock zur Überstadt, 2012.

2  
Weitere Informationen unter: [www.hslu.ch/de-ch/hochschule-luzern/forschung/projekte/detail/?pid=1005](http://www.hslu.ch/de-ch/hochschule-luzern/forschung/projekte/detail/?pid=1005).

3  
PraxispartnerInnen in diesem von der eidgenössischen Kommission für Technologie und Innovation (KTI) unterstützten Forschungsprojekt sind elf Wohnbaugenossenschaften aus Zürich, Winterthur, Bern und Luzern, das Bundesamt für Wohnungswesen BWO, Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz (Regionalverband Bern/Solothurn und Zürich) und die Stiftung Domicil.

4  
Die Datenerhebung fand in Form von verschiedenen Haushaltsinterviews in den Siedlungen, wie auch mittels teilnehmender Beobachtungen, Begehungen, Nachbarschaftsprotokollen sowie Gruppeninterviews mit Vorständen/Geschäftsleitungen der untersuchten Wohnbaugenossenschaften statt. Parallel dazu erfolgten ExpertInnen-Workshops mit allen beteiligten PraxispartnerInnen, in welchen forschungsrelevante Fragen diskutiert und dokumentiert wurden.

5  
Unter den vier Fallbeispielen finden sich die jüngere, durch innovative Wohnformen (z.B. Großhaushalt, Clusterwohnungen) und einen Mix aus Wohnen, Gewerbe und Kultur sich auszeichnende Zürcher Genossenschaft *Kalkbreite* (Gründung 2007) sowie die größeren, eher traditionellen Wohnbaugenossenschaften: *Allgemeine Baugenossenschaft Zürich* (ABZ, Gründung 1916), die *Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals* (BEP, Gründung 1912) sowie die *Heimstättengenossenschaft Winterthur* (HGW, Gründung 1923). Neben der übergeordneten Forschungsfrage - »Wie manifestiert sich Nachbarschaft in genossenschaftlichen Siedlungen im Zusammenspiel von Siedlungsalltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebauter/gestalteter Umwelt?« - wurde in den jeweiligen Fallstudien ein Schwerpunkt auf spezifische Fragestellungen gelegt.

6  
Formelle und fixe Mitwirkungsangebote seitens der Genossenschaften sind oftmals nicht in den Alltag Erwerbstätiger integrierbar; beruflich Engagierte bringen sich in ihrem sozialen Wohnumfeld vorzugsweise punktuell, projektbezogen und in informeller Weise ein. Gerade auch bei erwerbstätigen Eltern werden (fehlende) zeitliche Ressourcen als ein wichtiger Faktor für (Nicht-)Engagement angesehen. Zudem zeigte sich, dass die Bewohnenden potenziell zu mehr (v.a. informellem) Engagement bereit wären, es dazu aber einen adäquaten Anstoß von außen bzw. inszenierte Gelegenheiten für den Kontaktaufbau bräuchte.

## Die Wiederbelebung des sozialen Engagements

Aufgrund gesellschaftlicher Transformations- und Differenzierungsprozesse und damit zunehmender Komplexität gesellschaftlicher Herausforderungen gewinnen prozessorientierte partizipative und kooperative Vorgehensweisen zur Lösung gesellschaftlicher Fragestellungen vermehrt an Bedeutung. Dies schlägt sich auch im genossenschaftlichen Wohnungsbau nieder. Angeregt durch junge Wohnbaugenossenschaften, die auf der Suche nach Offenheit und Diversität neue Perspektiven entwickeln, welche sich nicht nur in baulichen Strukturen, sondern auch in neuen vielfältigen Formen des Arbeitens und Wohnens, des Zusammenlebens, der Teilhabe und der Solidarität zeigen, erfährt auch der Genossenschaftsgedanke respektive die Frage nach unterschiedlichen Formen der Mitgestaltung und damit des sozialen Engagements vermehrt eine Wiederbelebung. Soziales Engagement ist wesentliches Element des sozialen Kapitals einer Gesellschaft und zeigt sich sowohl in informellen Netzwerken wie z.B. in Nachbarschaftsbeziehungen als auch in formellen Strukturen wie in Vereinen, Gremien oder Freiwilligenorganisationen (vgl. z.B. für die Schweiz: Freitag 2014).

Ergebnisse aus den Haushaltsinterviews der SiedlungsbewohnerInnen der erwähnten Studie zeigen, dass im Genossenschaftsalltag Motive und Interessen der Engagierten breit gefächert sind: Engagement soll Beweglichkeit, Autonomie, Gestaltungsfreiheit und Eigenregie ermöglichen und sporadisch, selbstorganisiert und themenbezogen erfolgen. Abhängig sind die Interessen unter anderem von der aktuellen Lebensphase der BewohnerInnen und der damit verbundenen Zeitsouveränität.<sup>7</sup> Entsprechend werden prominente Formen formalen Engagements von Wohnbaugenossenschaften wie Generalversammlungen und Siedlungskommissionen oft als überwiegend verpflichtend und weniger als sinnstiftend, gewinnbringend oder einladend angesehen. Diese Entwicklung führt bei unterschiedlichen Akteuren zur Klage, vielen GenossenschaftlerInnen respektive BewohnerInnen sei der ursprüngliche Genossenschaftsgedanke abhandengekommen. Im Vordergrund, so wird befürchtet, stehe nur noch der Wunsch nach günstigen Mietzinsen.

Dieser Wahrnehmung ist aufgrund der Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt ein differenzierteres Bild gegenüberzustellen. Obwohl sich die Formen von Engagement und gelebter Nachbarschaft in den 100 Jahren genossenschaftlichen Wohnbaus zweifellos verändert haben, findet keine Abwertung, sondern primär eine Verschiebung statt vom rein formalen Engagement in den traditionellen Gremien hin zu punktuell, informellem Engagement. So zeigte sich in unserer Untersuchung, dass jene einleitend zitierten Werte, die mit dem Genossenschaftsgedanken in der Regel verbunden werden, ihre Aktualität durchaus erhalten haben, jedoch teilweise in neuer Gestalt erscheinen. Engagement zeigt sich heute in eher individualisierter Form, weniger durch persönliche Initiative auf struktureller, organisatorischer, körperschaftlicher Ebene. So wird zum Beispiel verschiedentlich die genossenschaftliche Organisationsstruktur als zu groß und zu abstrakt wahrgenommen, um sich damit zu identifizieren. Stattdessen werden kleinere und der eigenen Alltagswirklichkeit näherstehende Kategorien wie die Siedlung, das Haus oder das direkte persönliche Wohnumfeld

als Identifikationsfläche erlebt und im Rahmen des persönlichen Engagements genutzt. Zudem sind traditionelle Strukturen und Gremien inhaltlich und organisatorisch oft nicht auf die Bedürfnisse einer jüngeren, zeitlich stark eingebundenen Bewohnerschaft ausgerichtet.

Wohnbaugenossenschaften bewegen sich in diesem Spannungsfeld von individualisiertem Engagement und Beschlussfassung im Rahmen formaler Gremien und haben sich vermehrt der Frage zu stellen, wie sie von dieser neuen Form des Engagements profitieren können. Gefordert ist dabei vorausschauendes Agieren, um zu vermeiden, dass durch eine Festlegung auf bestimmte Formen des Engagements und der Mitwirkung systematisch ganze Personengruppen ausgeschlossen werden.

In diesem Zusammenhang kann von einer eigentlichen Aufbruchsstimmung bei den Genossenschaften gesprochen werden. Mit dem gesellschaftlichen Wandel Schritt haltend überdenken sie ihre jeweilige Rolle im gesellschaftlichen Gefüge und überarbeiten nicht nur ihre Leitbilder, sondern auch die bestehenden formalrechtlichen Strukturen, um eine Grundlage für adäquate Mitwirkungsmöglichkeiten zu schaffen. Ein Schlüssel dazu ist – neben den genuinen Themen von Architektur und Unterhalt – der verstärkte Fokus auf das Soziale und auf sozialräumlich ausgerichtete Ansätze. Dabei kristallisiert sich aus den Erhebungen des Forschungsprojektes *Nachbarschaft in genossenschaftlichen Siedlungen* die wesentliche Bedeutung sogenannter *Möglichkeitsräume* heraus. Diese jedoch, so die aus dem Projekt gewonnene These, verlangen nach sozialräumlichen Investitionen seitens der Organisation, damit sie sich auch tatsächlich als Ressource für integrierende Vergemeinschaftungsmöglichkeiten entfalten können.

### Möglichkeitsräume

Möglichkeitsräume sind Freiräume. Sie sind begrenzt planbar und lassen Unvorhergesehenes entstehen. Unter Möglichkeitsräumen lassen sich vielfältig beispielbare Räume und geeignete Mitwirkungsangebote verstehen, die das Engagement und die Initiative seitens der BewohnerInnen ermöglichen und fördern. Dabei handelt es sich einerseits um physische Räume (z.B. Gemeinschaftsräume, Innenhöfe) oder formelle Gremien (z.B. Arbeitsgruppen oder Kommissionen), die einen strukturellen Rahmen für ein mögliches Engagement vorgeben. Andererseits enthalten solche Möglichkeitsräume ein offenes Element, das den Nutzern ein gewisses Maß an Gestaltungsfreiheit lässt – dies macht sie vor dem Hintergrund veränderter Formen von Engagement so wichtig –, so dass Form und Umfang des persönlichen Engagements der Eigenregie der BewohnerInnen überlassen ist und auf die eigenen Bedürfnisse und Interessen abgestimmt werden kann. Die BewohnerInnen

7

Im Sinne des Konzepts sozialer Homophilie, welches die Tendenz beschreibt, v.a. mit ähnlichen Menschen in Kontakt zu treten, z.B. über status- oder wertorientierte Kriterien. Vgl.

Lazarsfeld, P. F. und Merton, R. K. (1954). »Friendship as a Social Process: A Substantive and Methodological Analysis«. In: *Freedom and Control in Modern Society*. S. 18-66.



Foto – Sascha Kohlmann

betätigen sich gemeinsam oder entwickeln und setzen Ideen um, um individuelle Bedürfnisse oder gesellschaftliche Herausforderungen in den Siedlungsalltag oder in das Genossenschaftsleben zu integrieren, handle es sich nun um Feste, Hilfeleistung für Schulaufgaben, Deutschkurse, Kartenspielnachmittage, Gemeinschaftsgärtnern oder die Entwicklung neuer Mitwirkungsmöglichkeiten. Die Ergebnisse der Untersuchungen lassen darauf schließen, dass diese spontanen und punktuellen Gestaltungsfreiheiten von den BewohnerInnen sehr geschätzt und aktiv genutzt werden.

Möglichkeitenräume basieren auf Offenheit und Komplexität, denn ihre Unbestimmtheit verlangt nach Aushandlung. Je vielfältiger die Ansprüche und Vorstellungen sind, welche die BewohnerInnen mit ihrem Engagement an solche Möglichkeitenräume herantragen, desto komplexer werden die Aushandlungsprozesse. Damit nimmt auch die Wahrscheinlichkeit zu, dass es zum Ausschluss gewisser Gruppen kommt. Denn zum einen, darauf deuten einzelne Befunde unserer Untersuchung hin, kann es schwierig sein, Menschen, die mit dem Genossenschaftsgedanken nicht sehr vertraut sind, in die kooperativen Strukturen und Mitwirkungsmöglichkeiten einer Genossenschaft einzubinden. Zum anderen sind es oft Personen mit ohnehin vorhandener Bereitschaft, sich zu engagieren, welche sich gegenseitig aktivieren – »Gleich und Gleich gesellt sich gern«<sup>7</sup>. Für Außenstehende oder Zugezogene kann es eine nicht zu unterschätzende Herausforderung darstellen, in solche hermetische Zirkel einzudringen, insbesondere, dies veranschaulichen die Haushaltsinterviews, wenn Sprachbarrieren hinzukommen.

Die vorliegende Untersuchung zeigt an vielen Einzelbeispielen auf, dass bestehende Siedlungskontakte zu Engagement führen. So ließ sich in einer der beobachteten Siedlungen bei-

spielsweise gut feststellen, wie bestehende Kontakte junger Familien aufgrund gemeinsamer Nutzung des Innenhofs ein gemeinsames Engagement für die Ausgestaltung des Innenhofs begünstigten. Der umgekehrte Verlauf ließ sich ebenfalls beobachten: Das gemeinsame Engagement wurde zur Basis für das Knüpfen neuer Kontakte, insbesondere wenn eine Genossenschaft über verschiedene attraktive Mitwirkungsmöglichkeiten verfügte. In beiden Fällen kann es für Außenstehende schwierig sein, sich im bestehenden Gefüge zu integrieren. Auch diesbezüglich lieferte die Untersuchung Anschauungsmaterial: So erkennen die Alteingesessenen häufig Veränderungspotenzial, während es für die *Neuen* schwierig ist einzuschätzen, wo Gestaltungsspielraum besteht und wo ein solcher seitens der Gründergeneration überhaupt erwünscht ist.

Nachbarschaft lässt sich nach dem Gesagten als Wirkungskreislauf zwischen Möglichkeitenräumen, Kontakten sowie formellem und informellem Engagement verstehen: Das Organisieren und Bespielen von Möglichkeitenräumen sowie das Aushandeln des im Rahmen solcher Räume Entstehenden führt einerseits zum Knüpfen neuer und zur Vertiefung bestehender Kontakte, andererseits kann dadurch zu weiterem Engagement angeregt werden. Dies wiederum führt erneut zur Stärkung und Aktivierung sozialer Netzwerke und dadurch – nach Möglichkeit – zur Freisetzung weiteren Engagements usw. Dieser Wirkungskreis wird durch verschiedene Faktoren mitbestimmt (wie u.a. intrinsische Motivation, Habitus, persönliche Betroffenheit, subjektives thematisches Interesse, zeitliche Flexibilität der BewohnerInnen, wie auch die Vermietungspolitik und die Lebensphase der Siedlung bzw. der Genossenschaft) auf die im Rahmen dieses Artikels nicht näher eingegangen werden kann.

## Sozialräumliche Investitionen

Viele Wohnbaugenossenschaften haben in ihren Statuten einen sozialen Gedanken verankert, beispielsweise indem sie festhalten, dass sie sich an Werten wie Solidarität, Integration und Gleichbehandlung orientieren. Solche allgemeinen Zielsetzungen bedürfen der Konkretisierung im Hinblick auf das genossenschaftliche Handeln. Wollen sich die Genossenschaften den tatsächlichen Herausforderungen der Gegenwart stellen, werden sie dabei gewisse Entwicklungen, wie die zunehmende Ökonomisierung unserer Gesellschaft und damit auch des Sozialen (vgl. Klein & Heitmeyer 2011) oder die fortschreitende Ausdifferenzierung der Herausforderungen in Bezug auf die Integration sozial Benachteiligter, mitberücksichtigen müssen.

Wie sich aus den Interviews mit Mitgliedern aus Vorständen und Geschäftsleitungen deuten lässt, sind Wohnbaugenossenschaften grundsätzlich bestrebt, neben baulichen und organisatorischen Aufgaben die soziale Dimension stärker zu gewichten. Daraufhin deuten zudem laufende Organisationsentwicklungsprozesse, reflektierte Überlegungen zum Einfluss der baulichen Struktur und von Nutzungskonzepten auf das Zusammenleben, wie auch vermehrte konkrete niederschwellige Angebote für verschiedene Zielgruppen.

Die bloße Bereitstellung von Wohnraum – so ist aus den bisherigen Ausführungen deutlich geworden – kann lediglich einen ersten Schritt auf der (infra-)strukturellen Ebene von Integration darstellen; entscheidend für eine gelingende Integration ist das politische und soziale Klima vor Ort, das durch die Art der Intergruppenbeziehungen, also dem Wechselverhältnis der Gruppen untereinander in ihren Schließungsprozessen, bestimmt wird (Heitmeyer & Anhut, 2000, S. 54ff.) sowie durch die Einbindung in Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsmöglichkeiten, welche sich beispielsweise in der Umsetzung des sozialen Gedankens zeigen, den die Wohnbaugenossenschaften in ihren Leitbildern verankert haben. Angesprochen sind damit auch die erwähnten sozialräumlichen Investitionen, welche die Wohnbaugenossenschaften tätigen, zum Beispiel in Form eines Angebots an Möglichkeitsräumen.

Die unterschiedlichen Formen von Nachbarschaften stellen nach dem Gesagten zwar einerseits Vergemeinschaftungsformen dar, die lokale Gemeinschaften anregen und festigen, generieren damit andererseits aber zugleich auch unterschiedliche Formen des Ausschlusses. Integration und Ausschluss gehören in sozialen Gefügen untrennbar zusammen. Nachbarschaft als Schlüssel zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen ist kein Selbstläufer, das zeigen unsere Untersuchungen deutlich. Tragfähige Nachbarschaften verlangen im Kreislauf von Möglichkeitsräumen, Engagement und Kontakten seitens der Wohnbaugenossenschaft immer wieder reflektierte Investitionen in das soziale Zusammenleben. Mit einer stärkeren und reflektierten Fokussierung auf das Soziale übernehmen Wohnbaugenossenschaften eine wichtige Rolle nicht nur in der Wohnbaupolitik – indem sie Bauland und Wohnraum der Spekulation entziehen – sondern auch in der Sozialpolitik.

Barbara Emmenegger ist Soziologin und Raumforscherin.  
Sie ist Professorin und Projektleiterin am  
Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule  
Luzern - Soziale Arbeit.

Meike Müller ist Sozialwissenschaftlerin.  
Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut  
für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule  
Luzern - Soziale Arbeit.

Bettina Nägeli ist Kulturanthropologin.  
Sie war bis vor kurzem wissenschaftliche Mitarbeiterin  
am Institut für Soziokulturelle Entwicklung  
der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit  
und ist neu Mitarbeiterin Kommunikation bei der  
Fachhochschule Bern.

## Literatur

- Altheit, Peter (2010): Lernwelt »Nachbarschaft«:  
Zur Wiederentdeckung einer wichtigen Dimension. In: Pilch  
Ortega, Angela (Hg.): *Macht - Eigensinn - Engagement.  
Lernprozesse gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden:  
VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer, S. 121-136.
- Forrest, Ray; Kearns, Ade (2001): Social Cohesion,  
Social Capital and the Neighbourhood. In: *Urban Studies* 38  
(12), S. 2125-2143.
- Freitag, Markus; Manatschal, Anita; Ackermann, Kathrin  
& Ackermann, Maya (2016): *Freiwilligen-Monitor  
Schweiz 2016*. Zürich: Seismo Verlag.
- Freitag, Markus (Hg.) (2014): *Das soziale Kapital der  
Schweiz*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties  
In: *American Journal of Sociology* 78 (6), S. 1360-1380.  
University of Chicago Press.
- Hamm, Bernd (1973): *Betrifft: Nachbarschaft. Verständi-  
gung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen  
Begriffs*. Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.
- Heitmeyer, Wilhelm & Anhut, Reimund (Hrsg.). (2000):  
*Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrations-  
prozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*.  
Weinheim, München: Juventa.
- Kennett, Patricia & Forrest, Ray (2006): The  
neighbourhood in a European context. In: *Urban Studies*  
43 (4), S. 713-718.
- Klein, Anna & Heitmeyer, Wilhelm (2011): Demokratie-  
entleerung und Ökonomisierung des Sozialen: Ungleich-  
wertigkeit als Folge verschobener Kontrollbilanzen. In:  
*Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft*  
39(3), S. 361-383.
- Kurz, Daniel (2010): In der Stadt zu Hause. In: Kurz,  
Daniel; Altenburger, Kurt & Häusler, Jacqueline (Hg.):  
*Von der Waschküchenordnung zum Kickboardsalat. 100 Jahre  
BEP Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals  
1910-2010*. Baden: hier & jetzt.
- Reutlinger, Christian; Stiehler, Steve, Lingg, Eva (Hg.)  
(2015): *Soziale Nachbarschaften. Geschichte,  
Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für  
Sozialwissenschaften.
- Schnur, Olaf (2012): Nachbarschaft und Quartier. In:  
Eckardt, Frank (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden:  
VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 449-474.
- Schmid, Peter (2005): Die Wohnbaugenossenschaften der  
Schweiz. Verfügbar unter: [www.wohnungspolitik-schweiz.ch/  
data/Schmid\\_Peter\\_-\\_Die\\_Wohnbaugenossenschaften\\_der\\_  
Sch\\_7862.pdf](http://www.wohnungspolitik-schweiz.ch/data/Schmid_Peter_-_Die_Wohnbaugenossenschaften_der_Sch_7862.pdf) [28.7.16]